

Museum der Deutschen Spielzeugindustrie im Coburger Land

Ein Gegenstück zum großen deutschen Spielwarenmuseum in Sonneberg jenseits der Grenze zur DDR gibt es schon bald auch auf westlicher Seite entlang der Spielzeugstraße, die sich von der Rhön durch Thüringen und Oberfranken bis ins Erzgebirge hinzieht. In Neustadt bei Coburg, das nur etwa viereinhalb Kilometer vom alten Weltspielwarencentrum "drüben" entfernt liegt, wird spätestens Ostern 1988 das "Museum der deutschen Spielzeugindustrie" vollständig zu besichtigen sein.

Träger des Museums bleibt der 1929 gegründete Heimat- und Museumsverein, der schon seinerzeit eine repräsentative Technik- und Lehrschau ins Auge gefaßt hatte. Dahinter stand die Absicht, den von der Weltwirtschaftskrise besonders hart betroffenen Herstellerbetrieben und Heimarbeiterfamilien neue Absatzmöglichkeiten zu erschließen, so Joachim Sauer, Vorsitzender des Museumsvereins. Da das eigentliche "Industriemuseum" jedoch nur aus einem einzigen Raum bestand, war es undenkbar, die Herstellungsverfahren der Bossierer, Drücker, Gießer, Präger, Stanzer und Drechsler zu veranschaulichen.

Hinter diesen Berufsbezeichnungen verbirgt sich ein wesentlicher Teil jener Entwicklung, die Neustadt zur "Bayerischen Puppenstadt" werden ließ. *Bossierer* nannten sich die Leute, die beginnend im 18. Jahrhundert – Puppen freihändig aus weicher Teigmasse formten. *Drücker* verwendeten zur Verarbeitung ihrer Masse bereits Schwefelformen als Vorstufe moderner Massenfabrikation. Eine grundlegende Verbesserung brachte dann 1894 das Papiermaché-Gießverfahren; am vorläufigen Ende dieser Entwicklung steht das sogenannte Plastik-Spritzverfahren mit Automaten.

Doch mit der Fertigung der Puppenkörper aus so unterschiedlichen Materialien war es ja niemals getan. Bis etwa 1950 noch



Zu den vielen "lebenden Werkstätten" gehört beispielsweise eine Teddybär-Stopferei, auf unserem Bild vorgeführt vom Vorsitzenden des Trägervereins, Joachim Sauer (rechts) und Kustos Erich Leistner. Foto: Crossa – Fremdenverkehrsverband Franken e.V.

wurden auf dem Stellenmarkt der "Neustädter Zeitung" beispielsweise *Täuflingsmacher* und *Kopfmaler*, *Arm- und Beinanstreicher*, *Augeneinsetzer* und *Wimpernmacher* und *Tierstopfer* gesucht, aber auch unverdächtigere Fachkräfte wie etwa *Puppenschuh- und -hutmacher*, *Kleidernäherinnen* und *Packer*. Die weitgehend auf Teil- und Heimarbeit angewiesene Neustädter Spielwarenindustrie stellte sich schon immer als ein höchst differenziertes Gebilde dar. Doch neben Puppen, Teddybären, Osterhasen, Stoff- und Plüschtieren

gehören längstst auch schon Kinderfahrzeuge, Plastikspielwaren, Scherzartikel, Brettspiele und Christbaumschmuck zur Produktionsskala der *"Bayerischen Puppenstadt"* im Coburger Land.

Neustadt will sich auch weiterhin mit diesem Beinamen schmücken. Nicht zuletzt unter diesem Aspekt soll die Industrieschau im Museumsneubau – Gesamtkosten 3,5 Millionen Mark – schwerpunktmäßig die Technikgeschichte der *"Pussierer und Puppenmacher"* darstellen. So nannten sich übrigens die Zunftgenossen im frühen 18. Jahrhundert.

Die Neuaufstellung entspricht modernen didaktischen und konservatorischen Prinzipien. Sie schlägt einen weiten Bogen vom alten Holzspielzeug bis zu den Computerspielen unserer Tage. Zeittafeln und Kartenmaterial in dem als Ruhezone gestalteten Eingangsbereich informieren über solche historischen Abläufe. Es gibt *"lebende Werkstätten"* in entsprechender Folge von der holzwurmgeschädigten Drechslerei und Schnitzerei über den Arbeitsplatz des Papiermaché-Drückers, Gießerei und Papp-Prägerei bis hin zu ausgedienten Kunststoff-Automaten. Die Teddybär-Stopferei fehlt ebenso wenig wie das breite Spektrum der Zulieferbranchen für Schuhe, Augen, Kleider, Haare und andere *"Accessoires"*.

"Wir wollen aber auch zeigen, daß Puppenmachen früher kein Kinderspiel gewesen ist," betont Joachim Sauer. Er möchte den sozialgeschichtlichen Aspekt nicht ausklammern wissen, weil man sich gerade in Sicht- und Rufweite zum *"real existierenden Sozialismus"* solcher Herausforderung stellen müsse.

Sie bietet Stoff für viele trübe und traurige Kapitel. Etwas über die Drücker, die meist keine eigene Werkstatt hatten und deshalb in den engen, niedrigen Wohnstuben arbeiten mußten. Ihre *"Masse"* aus Tonerde, Schwarzmehl, Pappe und tierischem Leim ergab mit dem als Trennmittel verwendeten Petroleum einen entsetzlichen Gestank. Zum Trocknen der gedrückten

Teile wurde leicht entzündlicher Schwelkoks verwendet. *"Das ging natürlich auf die Lunge,"* berichtet Sauer. *"Die Tuberkulose grassierte, als Todesursache haben die Ärzte jeweils Auszehrung angegeben."* Drücker und ihre Familienangehörigen seien kaum älter als 30 bis 40 Jahre geworden. Damit hänge übrigens auch die Bezeichnung *"Hundefresser"* für die Neustädter zusammen. Im 19. und noch im beginnenden 20. Jahrhundert sollen manche ihre Hunde geschlachtet haben, weil deren Fett als Heilmittel gegen die gefürchtete Schwindsucht gegolten habe.

Oder jene alten Frauen, die täglich ihre schweren Lieferkörbe mit Spielwaren zu den *"Verlegern"* nach Sonneberg schleppen, jeweils vier Stunden bergauf und bergab. Pro Korb bekamen sie 1,80 Mark, 45 Pfennige Stundenlohn. Überhaupt wurden die Arbeitslöhne während der weltweiten Rezession der 20er Jahre auf ein heute nicht mehr vorstellbares Maß zurückgeschraubt. Ein Drücker brachte es beispielsweise mit seiner ganzen Familie pro Tag auf eine Höchstleistung von 20 Dutzend Puppenköpfen. Fürs Dutzend zahlte ihm der Großist 23 bis 35 Pfennige. Vom kargen Tageslohn – 4,60 bis sieben Reichsmark – mußte der Drücker noch die gute Hälfte als Selbstkosten abziehen. Kinderarbeit bildete unter solchen Umständen die schlechte Regel.

Insofern rückt das *"Museum der deutschen Spielzeugindustrie"* auch allgemeine Maßstäbe wieder zurecht, insbesondere mit Blick auf die häufig so unreflektiert gepriesene *"gute alte Zeit"*. Den hellen Kontrast zu ihren dunklen Seiten bringt nach der Neuaufstellung im Altbau des Museums wieder die Trachtengruppensammlung ins Spiel. Die laufend ergänzten Exponate spiegeln exemplarisch Kultur und Brauchtum der weltweiten Völkerfamilie wider.

"Der Franken-Reporter" Fremdenverkehrsverband Franken e.V., Postf. 269, 8500 Nürnberg 81

Johann Georg Pisendel

Bei dem am 26. Dezember 1687 in Cadolzburg geborenen Johann Georg Pisendel zeigten sich Liebe und Talent zur Musik früh. Nach der ersten Ausbildung durch den Vater, einem Schulmeister und Organisten, kam der Zehnjährige als Hofkapellknabe nach Ansbach, wo er sich sechs Jahre später als Violonist etabliert hatte. Einer seiner Lehrer war Giuseppe Torelli, der, neben Corelli und Vivaldi, in die Geschichte des Concerto grosso einging und als Urheber des Soloviolonkonzertes gilt. 1709 reiste Pisendel zum Studium nach Leipzig, doch er wählte den Umweg über Weimar, wo Johann Sebastian Bach als Hoforganist wirkte. Mit diesem Besuch begann eine lebenslange Verbindung, von der beide Musiker zehrten. Nach vorübergehender Leitung des Collegium musicum in Leipzig, einem Amt, das 1729 von Bach übernommen wurde, geht Pisendel als Violonist zur Hofkapelle in Dresden. Ein Jahr zuvor lernte er in Eisenach Telemann kennen, der eine Komposition des Besuchers 'Gigue sans basse' in der Zeitschrift 'Der getreue Musikus' veröffentlichte.

Die Berufung nach Dresden bedeutete eine Auszeichnung. Von diesem Orchester sprach J. J. Rousseau als "l'ensemble le plus parfait" unter der Leitung "par l'illustre Hasse". Mit dieser Ansicht stand der Franzose nicht allein, Hasse und Pisendel ergänzten sich zum Vorteil des Orchesters in der seinerzeit üblichen Doppeldirektion. Eine solche bedeutet die Gesamtleitung – Hasse – vom Cembalo aus, während der Konzertmeister – Pisendel – die Instrumentalisten führte. Letzterer galt als außergewöhnlicher Geiger, der nicht nur die Solosonaten Bachs bewältigte, sondern als vermuteter Anreger für diese Werke des Thomaskantors gilt durch seine eigenen vorbildlichen Violinsonaten.

Während eines Studienaufenthaltes in Venedig, 1711, bei Vivaldi entsteht eine weitere fruchtbare Freundschaft. Der Lehrer widmet dem Schüler sechs Violinkonzerte, vier Sonaten und eine Sinfonia. Pisendel bedankt sich mit einer derart intensiven Pflege des Werkes von Vivaldi in Dresden, daß die Stadt sich zum Vivaldi-Zentrum Deutschlands entwickelte.

Pisendel starb am 25. November 1755. Sein bedeutender Schüler war Johann Joachim Quantz, Flötist und Hofkomponist in Preußen. Adolph Menzel plazierte ihn an den rechten Rand seines Bildes 'Flötenkonzert Friedrichs des Großen in Sanssouci'. Quantz bekannte, er habe von Pisendel "nicht nur das Adagio, welches er auf eine ausnehmend rührende Art spielte, vorzutragen erlernt, sondern ich habe auch in dem, was das Ausnehmen der Sätze, und die Auf-führung der Musik überhaupt betrifft, von ihm das meiste profitiert."

Erich Mende, Joh.-Strauß-Str. 49, 8011 Baldham

Anmerkung der Schriftleitung:

Der Heimatverein Cadolzburg u. Umgebung e.V., Pisendelplatz 1, 8501 Cadolzburg, hat anläßlich des 300. Geburtstages von Johann Georg Pisendel eine 302 Seiten umfassende abgebildete und mit Faksimile-Wiedergaben (Archivalien und Noten) versehene *Dokumentation seines Lebens, seines Wirkens und Umgangs und seines Werkes* herausgegeben. Der Verfasser Albrecht Treuheit zeichnete in mühevoller Arbeit den Lebensweg des Geigers, Konzertmeisters und Komponisten aus Biographien, Kommentaren und Veröffentlichungen der letzten 250 Jahre gewissenhaft und aufschlußreich nach. Das umfangreiche informative Werk (fester Pappband mit dem Porträt Pisendels) kann so zum Preise von DM 25,- zuzüglich Porto- und Verpackungskosten vom Heimatverein Cadolzburg (Anschrift siehe oben) bezogen werden. u.